

Von der Erfahrung des Verlusts zur Kraft der österlichen Gegenwart

1. Die Spätmoderne Verlustgesellschaft

Zwei Jünger sind unterwegs. Mit hängenden Köpfen, schweren Herzen, verlorenem Blick. Was war, ist nicht mehr. Was sie geglaubt hatten – zerbrochen. Wem sie gefolgt sind – tot. Hoffnung? Sie ist dahin. Sie sprechen miteinander, versuchen zu verstehen. „Wir aber hatten gehofft...“ – sagen sie. Ein Satz, der nach hinten zeigt. Ein Satz, der von Verlust erzählt. Und genau dort setzt diese Geschichte an: Sie beginnt nicht im Triumph. Sondern beginnt im Schmerz. Im Verlust.

Vielleicht ist das, der Schmerz und der Verlust, der Punkt, an dem wir heute die beiden Jünger besonders gut verstehen können. Der Soziologe Andreas Reckwitz beschreibt so unsere heutige Zeit als eine Ära des „strukturellen Verlusts“. Struktureller Verlust bedeutet nicht, wir verlieren alles. Sondern er meint, wir hatten so viel, und spüren nun, wie brüchig alles um uns herum ist. Es finden tiefgreifende Veränderungen statt, die unser gesamtes soziales, wirtschaftliches und kulturelles Gefüge betreffen. So lösen sich die traditionellen Strukturen der Arbeit auf. Stabile Arbeitsplätze sind selten, die Art und Weise zu arbeiten, verändert sich stetig.

Soziale Bindungen werden brüchig. Freundschaften werden digitalisiert und ebenso schnell geschlossen wie auch beendet. Gemeinschaften und Milieus lösen sich auf, sie fließen ineinander über. Politik in rechts und links einzuordnen, funktioniert nicht mehr. Und Lebensmodelle wie Familie und Ehe werden hinterfragt. Die Moderne und die Digitalisierung erodieren sie.

Das führt zu einer Gesellschaft, die zunehmend zu kämpfen hat mit Unsicherheit, Angst und Orientierungslosigkeit. Unaufhörlich wächst das Gefühl: „Ich weiß nicht mehr, was eigentlich noch gilt.“ Bisher galt die große Erzählung der Moderne: Mehr Wohlstand, mehr Individualität, mehr Möglichkeiten. Doch nun erleben viele: Verlust von Sicherheit, Verlust von Gemeinschaft, Verlust von Sinn.

Doch Verlust erzeugt nicht nur Trauer, sondern vor allem Angst! Eine Angst, mit der heute politisch gespielt wird. Sie wird geschürt, um zu spalten. Wer Angst hat, sucht Schuldige. Wer Schuldige benennt, gewinnt Macht. Populistische Stimmen, einfache Antworten, Heimatphantasien, Rückwärtsgewandtheit – sie alle nähren sich von der Angst, etwas zu verlieren. Angst: Vor dem Fremden. Vor dem Wandel. Angst, meine eigene Geschichte, meine Stimme, verlieren an Bedeutung.

Darin liegt genau die Tragik: Wer aus Angst handelt, verliert mehr als das, was er zu schützen glaubt. Er verliert Vertrauen. Er verliert Gemeinschaft. Er verliert Menschlichkeit. Starre ich nur noch in die Vergangenheit, weil mich meine Gegenwart bedroht, verliere ich auch den Blick für das, was *wirklich* geschieht. Dann nehme ich Realität nur noch durch einen Filter wahr, eingeschränkt und verzerrt. Das ergeht den Menschen heute ebenso, wie damals den

Emmausjüngern. Solch eine Situation wird dieser Tage besonders ausgenutzt, um politisch Kapital daraus zu schlagen.

2. Der unerkannte Begleiter

Das Evangelium erzählt uns einen ganz anderen Weg. Dort tritt ein Fremder hinzu. Er handelt ganz anders. Er hört zu, fragt, verstärkt nicht die Ängste, urteilt nicht über ihren Schmerz, sondern er nimmt ihn ernst. Und ganz allmählich beginnt sich etwas zu verschieben. Nicht äußerlich, sondern innerlich. „*Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?*“ Etwas in ihnen lebte wieder auf. Noch bevor sie wussten, wer da bei ihnen war. Das ist das Wunder dieser Geschichte: Nicht, dass Jesus plötzlich lebt! Sondern *wo* er lebt. Mitten im Verlust. Mitten im Zweifel. Mitten im Unterwegssein.

Das unterscheidet den Glauben an die Auferstehung vom modernen Fortschrittsglauben. Der Fortschrittsglaube der Moderne sagt: Es wird immer besser. Wenn wir nur genug wissen, härter arbeiten, unaufhörlich wachsen, werden wir das Leben verbessern, ja, sogar perfektionieren. Aber damals wie heute steht dieser Erzählung eine Erfahrung konträr gegenüber. Es wird *nicht* automatisch besser. Rückschritte und Krisen, Verluste und Zusammenbrüche, finden weiterhin statt.

Der Fortschrittsglaube benötigt den Erfolg und den Gewinn. Der Auferstehungsglaube dagegen hält Niederlagen aus. Die Auferstehung beginnt nicht mit einem Erfolg. Die Auferstehung beginnt mit dem Tod. Nicht im Wachstum, sondern in der Leere. Nicht im Aufstieg, sondern im Scheitern. Gerade deshalb wurzelt dieser Glauben tiefer und trägt umso fester: Was schmerzt, das verdrängt er nicht. Er verwandelt es. Die Auferstehung schöpft ihre Hoffnung nicht aus der Beschleunigung. Sie lebt vom Vertrauen: Gott ist gegenwärtig da, auch wenn alles scheitert und zerbricht. Der Fortschrittsglaube sieht eine Linie nach oben. Der Auferstehungsglaube sieht einen Weg – der durch das Kreuz führt, aber nicht dort endet.

3. Verlust als Ort der Auferstehung

Das ist vielleicht die tiefste Botschaft: Verlust bedeutet nicht das Ende. Verlust öffnet vielmehr einen Raum, in dem Christus neu begegnet. Ja, vielmehr: Verlust ist der Ort, an dem Auferstehung stattfindet. Auferstehung beginnt *nicht* im Licht, sondern im Schatten. Nicht auf dem Höhepunkt des Lebens, sondern im Grab. Die Emmausjünger stehen in der Karfreitagserfahrung – und gerade dort geschieht Ostern. Nicht auf der großen Bühne, sondern auf einem staubigen Weg. Nicht mit einem Paukenschlag, nicht in Parolen, sondern im Schweigen sowie im Gespräch, im Zweifel sowie im geteilten Brot.

Die revolutionäre Botschaft von Ostern lautet, das letzte Wort hat die Liebe, die sich nicht aufhalten lässt. Die uns einholt, begleitet, berührt – auch wenn wir sie zuerst nicht erkennen. So wird der Ort des Verlusts zum Ort der Verwandlung, zum Ort der Begegnung, zum Ort der Auferstehung.

Am Ende kehren die Jünger zurück nach Jerusalem, – zurück in die Gemeinschaft, zurück ins Leben. Ostern offenbart mir die Hoffnung, ich darf immer wieder neu aufbrechen. Nicht, weil

alles wieder gut ist. Nein, Ostern lässt mich spüren: Christus ist da. Mitten im Verlust. Mitten in der Krise. Mitten im Alltag. Christus – der Unverfügbare – wird erfahrbar im Brot, im Wort, im Blick. Ich darf als Emmausjünger leben. Nicht als einer, der alles versteht. Aber als einer, der begleitet wird. Ich darf dem widerstehen, was mir der Fortschrittsglaube erzählen will, dass nur zählt, was wächst, glänzt, gewinnt. Denn ich darf glauben an einen Gott, der im Zerbrechen wohnt, der mir im Verlust neues Leben schenkt. Weil meine Füße einen anderen Weg der Wahrheit beschreiten, bin ich befähigt dem politischen Spiel mit der Angst zu widerstehen.

Die Liebe ist der Weg, die mich aufrichtet, die mich in Bewegung bringt, die mich erkennen lässt, was wahrhaft zählt. Ich darf aufbrechen, auch wenn noch nicht alles klar ist. Denn Ostern beginnt nicht mit Sicherheit. Ostern beginnt mit meinem brennenden Herzen in mir. Ich darf ein Zeuge der Auferstehung sein – mitten im Alltag, mitten im Zweifel, mitten in dieser Welt. Denn Christus geht mit. Und das genügt.

Amen.